

Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 6.50, vierteljährlich Fr. 3.80 (Postfach IX 2888) Österreich (Postfachkonto D 111.690) u. Deutschland halbjährlich Fr. 6.50, vierteljährlich Fr. 3.80. Das übrige Ausland halbjährlich Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.80. Amerika ganzjährig Fr. 20.—. Postamtlich bestellt 30 Cts. Aufschlag. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Sabaz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (Rheinthal), Tel. Nr. 100. Schriftleitung: Schaan, Telefon Nr. 55. Verwaltung Sabaz, Telefon Nr. 48.



Anzeigenpreise: die 1spaltige Col.-Zeile Anzeigen Reklamen
Inland 10 Cts. 20 Cts.
Angrenz. Rheinthal (Sargans h. Semm.) 15 Cts. 30 Cts.
Uebrige Schweiz 18 Cts. 35 Cts.
Ausland 20 Cts. 45 Cts.
Inseratenannahme für das Inland und Felchtal:
Verwaltung des Blattes in Sabaz, Tel. Nr. 48.
Inseratenannahme für das Rheinthal, Schweiz und übriges
Ausland: Schweizer Annoncen A.G.
St. Gallen, Tel. Nr. 35.50; und übrige Kantone.

Organ für amtliche Kundmachungen

Einheitspartei oder Weltanschauungsparteien.

Durch unsere Zeit tönt das Schlagwort vom „parteilosen Staat“. In Italien und Deutschland sind alle früheren Parteien aufgelöst worden. Es gibt dort nur noch eine einzige Partei: in Italien die faszistische, in Deutschland die nationalsozialistische. In Wirklichkeit sind also auch Italien und Deutschland keine „parteilosen“ Staaten, sondern die Wahrheit besteht darin, daß dort nur eine einzige Partei für sich allein herrscht u. befehlt, der alle Staatsbürger sich unterordnen und gehorchen müssen.

Ist dieser Zustand erstrebenswert, bedeutet er ein Glück für ein Staatswesen, wie auch einige unserer sogenannten Fronten glauben? Doch gewiß nicht! Einheitspartei in einem Staate ist gleichbedeutend mit Diktatur. Jede freie Regierung, jeder Dienst an der Idee wird ausgeschaltet und im Zeichen der sogenannten „Gleichschaltung“ die Gleichmacherei betrieben. Gleichschaltung ist schon an und für sich dem Begriff der Freiheit entgegengesetzt. Gleichschaltung ist ein Begriff, der von der Technik herkommt. Im Reich der Ideen und der Grundsätze sollte von Gleichschaltung eigentlich nicht die Rede sein.

Im kontinentalen Europa haben wir bisher überall die Weltanschauungsparteien gehabt, die eine bestimmte Welt- und Lebensanschauung vertreten haben. So ist es bei uns, so ist es auch in allen andern Kulturländern auf dem europäischen Festland. Das Zentrum in Deutschland z. B., das jetzt von Hitler aufgehoben worden ist, war nach Entleerung und Geschichte zutiefst eine Weltanschauungspartei, geboren aus den Sturm- und Leidensjahren des deutschen Kulturkampfes, geführt von herrlichen katholischen Männern wie Malinkrodt, Reichenpfeffer, Windthorst usw. Katholische Rechte und Freiheiten zu verteidigen, das war der Zweck und die Aufgabe des Zentrums, die es unter den Kulturkampfschlägen Bismarcks einst herrlich gelöst hat. Heute stehen wir am Grabe dieser Weltanschauungspartei, damit aber auch am Grabe aller andern Weltanschauungsparteien in Deutschland. Es gibt nur noch eine Einheitspartei in Deutschland, die nationalsozialistische, die warenhausartig alles enthält, was der deutsche Bürger an politischen Bedürfnissen empfinden kann und darf.

Eine solche Gleichmacherei ist entschieden vom Uebel. Es schwindet damit die Kontrolle im Staate, die so außerordentlich wohltätig wirkt. Es schwindet aber auch die Konkurrenz der Ideen, die befruchtend wirkt für das Staatsleben. Die Freiheit ist tot, wo die Diktatur der einen Partei das ganze öffentliche Leben beherrscht. Vor allem fehlt jede aufbauende Kritik. Es darf und kann eine solche im Reiche des Einheitsstaates überhaupt nicht mehr geben.

Wir hoffen, daß unsere Schweiz vor einer solchen Gleichmacherei bewahrt bleibe. Die Freiheit ist das Lebensprinzip unserer uralten Demokratie, ohne Freiheit hätte die Schweiz im Herzen Europas ihre Existenzberechtigung verloren. Der Freiheitsgeist der Schweizer baut sich auf ihrem Rechtsbewußtsein, wie schon Nationalrat Johann Josef Müller einst gesagt hat: „Von Freiheit kann da keine Rede sein, wo der Sinn für das Recht fehlt“. Möge unsere Jugend diese ernste Wahrheit stets beherzigen und sich hüten vor Theorien, die im tiefsten Grunde ihres Wesens unschweizerisch sind und nicht zum Glück, sondern zum Unheil für unser Schweizerland, diesen Hort der Freiheit und der Demokratie, gereichen müßten! Rhenus.

Die Nachrichtenreiber, wie sie waren, sind, und nach ihren eigenen Bekenntnissen, bleiben.

(Korr.)

Haß und Neid sind stärker als Liebe. Dieser Satz gilt auch für das Verhältnis des einzelnen zum Staate und in diesem Zusammenhang nicht er sich besonders verhängnisvoll aus, da eine Politik des Haßes, Neides und der Hinterhältigkeit das ganze Volk in den Kreis der Zerstörung zieht; sie reißt rücksichtslos nieder, was ehrlich denkende Männer für das Wohl des Volkes aufgebaut haben.

Der Neider, der Rachfüchtige, kurz alle jene, denen das andern zugefügte Leid eine persönlichen oder politischen Gegner Verleumdung dadurch einen Parteivorteil erhoffen, kennen keine inneren Hemmungen; sie benützen jede Gelegenheit — auch die erlauchte oder erfundene, — die ihnen geeignet erscheint, dem persönlichen oder politischen Gegner Verleumdungen zu bereiten, trotzdem sie wissen, daß es auf Kosten des Gesamtvolkes geht.

Ein besonderes Kapitel, aber kein schönes, ist das Spitzeltum eines solchen Volkschäd-

lings. Erlauchte Hamfligkeiten weiß er in sensationelle Enthüllungen umzuformen und Äußerungen, die im Zuge von unverbindlichen und unbedachten Gesprächen gefallen sind, mißbraucht er, zu bedenklichen Bekenntnissen erhoben, in entstellenden Zeitungsartikeln.

Gibt es solche Politiker und Zeitungsreiber in Liechtenstein? Gewiß, und ich bin der Meinung, daß die gefährlichsten Feinde unseres Volkes, keine Fremden, sondern Bürger unseres Landes sind.

Es ist bedauerlich, mit solchen Anklagen sich an die Öffentlichkeit wenden und dort Schutz suchen zu müssen.

In der Samstagnummer fordern die „Nachrichten“ unter der Marke „Wir wollen Klarheit“ die Regierung auf, durch eine klare Stellungnahme, die in der Oppositionspresse zum Ausdruck gebrachten Befürchtungen, der Zollvertrag könnte gekündigt werden, zu widerlegen.

Wir wollen nun untersuchen, ob diese, scheinbar aus Liebe zum Volke, an die Regierung gerichtete Herausforderung ehrlich gemeint, Sensationslust oder noch etwas Schlimmeres ist.

Der Nachrichtensreiber schreibt das zum Fenster hinaus, trotzdem er genau weiß, daß der Herr Regierungschef gelegentlich der Aussprache über das Ermächtigungsgesetz folgendermaßen gesagt hat: „Ich hoffe, daß es dem Landtag genügt, wenn ich die feierliche Erklärung nochmals abgebe, daß wir nie auch nur daran denken, den Zollvertrag auf Grund dieses Gesetzes zu kündigen.“

daran denkt überhaupt niemand.

Diese jeden andern Liechtensteiner restlos befriedigende Regierungserklärung nahm der Nachrichtensreiber gar nicht zur Kenntnis, denn die Unruhe und Unsicherheit braucht er so notwendig, wie der Fisch das Wasser, mag das Land noch so sehr darunter leiden. Seine Staatsmoral ist hinlänglich gekennzeichnet durch das Bekenntnis: Die Oppositionspresse bringt in den allerwichtigsten Fällen das, was eine Regierung wünscht, da sie sonst keine Daseinsberechtigung hätte. Also von Verantwortung keine Spur! Noch überzeugender hätte der Demokrat und Proporzler seine politische Minderwertigkeit gar nicht nachweisen können. Opferinn und Liebe zum Volke beherrschen sein Handeln nicht. Der Sinn für die „Bedürfnisse des Landes“ trieb ihn aber trotzdem durch alle Gassen des Landes und als er nach Hause kam, hatte er das Gefuchte

schon in der Tasche, nämlich das Gerücht, der Zollvertrag müsse dem Aderunternehmen weichen. Wo er es wohl aufgeschnappt haben mag? Sei dem wie ihm wolle, das Gerücht war da, als er es brauchte und es trieb eine wunderliche Blüte. Wie von Engelshand geschrieben, steht in der oben erwähnten Samstagnummer der Satz: „Man kann uns aber nicht verwehren, wenn man einer Oppositionspresse nicht überhaupt die Existenzberechtigung abspricht, lebenswichtige Interessen des Landes zu verteidigen, wenn auch nur scheinbar ein Angriff auf sie geplant wäre.“

Wenn schon in irgend einem Winkel des Landes das Gerücht von der Kündigung des Zollvertrages aufgetaucht ist und der besorgte Nachrichtensreiber darin eine Beeinträchtigung der Landesinteressen erblickte, so hätte er zur Beruhigung und Aufklärung des In- und Auslandes auf die bereits erlassene sehr deutliche Regierungserklärung aufmerksam machen können. Das wollte aber das Blatt nicht, denn das wäre der Anerkennung und Uebernahme einer Pflicht gleichgekommen, die der Bürger im allgemeinen und der Zeitungsschreiber im besonderen dem Staate gegenüber hat. Ein richtiger Oppositionsmann anerkennt nur sich selbst und im vorliegenden Fall, eine Regierungserklärung nur dann, wenn sie auf seine Herausforderung erfolgt ist! Er hätte dann zweierlei erreicht: erstens die Herabsetzung der Regierung und zweitens hinterher die Anerkennung seines Einflusses auf die Geschäfte des Staates.

In Wirklichkeit ist er das Geschwür im gesunden Körper des Volkes, das auszubrennen eines Tages Pflicht der Regierung sein wird. (Schluß folgt.)

Fürstentum Liechtenstein

Arbeiterdemonstration. Am Montag vormittag erschienen etwa 40 Triesenberger Arbeiter, von denen auch einige Beschäftigung bei der neuen Strafe bereits hatten, vor dem Regierungsgebäude und suchten dem dort anwesenden Regierungschefstellvertreter Pfarrer Frommelt den Wunsch vorzubringen, daß sämtliche Arbeitslosen in Triesenberg bei der Strafe Beschäftigung finden sollten. Die Demonstranten wurden nicht empfangen, sondern es wurde ihnen erklärt, daß ihnen nur dann Gehör geschenkt werden könne, wenn auf anderem als auf dem Wege einer Demonstration drei oder vier Mann ihre Wünsche vorbräch-

Feuilleton

Schattenblume.

Originalroman von Irene v. Hellmuth.

Der große, grüne Kachelofen nahm fast die ganze Schmalzeite der Stube ein. In der Mitte stand ein großer, eichener Tisch, daran lehnten ein paar Holzstühle; am Fenster schaukelte ein kleiner Käfig mit einem Kanarienvogel, an den grüngelblichen Wänden hingen alte Bilder in schmucklosen Holzrahmen, die Dielen waren mit feinem, weißen Sand bestreut. Ein leichter Tabakgeruch machte sich bemerkbar. Es verging eine geraume Weile, nichts regte sich im Hause, aber in dem Gemach herrschte eine wohlige Wärme. Gerda lächelte sich müde, sie schloß die Augen. Beinahe wäre sie ein wenig eingeknickt, als sich von draußen schlürfende Schritte näherten. Sie fuhr empor und da stand schon der alte Müller vor ihr. Er ging gebückt, das spärliche Haar war silberweiß und um das Kinn zog sich ein weißer Bart wie eine Franze.

Der Großvater hielt die unvermeidliche Pfeife in der Hand, die dichten, buschigen Augenbrauen waren über der Nasenwurzel fast zusammengewachsen, die grauen Augen blick-

ten nicht gerade freundlich auf die junge Enkelin, die ihm die Hand zum Gruß entgegenstreckte und beinahe schüchtern sagte: „Grüß Gott Großvater, wie geht es Dir?“

Hinter dem Alten war Rosel eingetreten und ihre klugen, lebhaften Augenaugen gingen forschend von einem zum andern.

Der Müller brummte etwas, das Gerda nicht verstand; ihr war überhaupt recht sonderbar zu Mute, denn die Augen des Alten bohrten sich in ihr Gesicht, als wollten sie bis auf den Grund der Seele dringen.

„Herrgott, ist das eine Art, so sein einziges Enkelkind willkommen zu heißen“, fuhr da Rosel ungeduldig dazwischen, „ja, freuen Sie sich denn gar nicht, daß Sie in Zukunft so ein liebes, junges Ding um sich haben sollen?“

„Freuen?“ brummte der Müller und blickte die Sprecherin finster an, indem sich seine buschigen Augenbrauen dicht zusammenzogen, „nein, freuen kann ich mich wahrhaft nicht darüber und Du weißt am besten warum!“

„Mein, das weiß ich nicht!“ entgegnete die Rosel gereizt, und pflanzte sich breit vor ihrem Herrn auf. Sie mußte, daß sie sich ihm gegenüber schon etwas erlauben durfte. Die lange Dienstadt, in der sie Freud und Leid mit der Herrschaft geteilt hat, gab ihr ein Recht dazu, und außerdem mußte man es auf

der Mühle nicht anders, als daß die Rosel in allen Dingen mitredete. Sie wurde nicht mehr als Diensthöde betrachtet

Sie fuhr denn auch jetzt in vollem Zorn auf: „Rein Müller, — das ist zu arg, Gerdachen, mein Kind, glaub es ihm nicht, er ist zwar ein recht brummiger, alter Herr, aber — ganz so schlimm ist es doch nicht, wie er sich stellt!“

Gerda war sehr blaß geworden. Sie trat dicht vor den Alten hin und sagte in demütig bittendem Ton: „Laß mich bei Dir bleiben, Großvater — Du bist mein einziger Verwandter; ich habe ja niemand als Dich, ich verlange ja so wenig, und was ich brauche, kann ich vielleicht verdienen.“

Eine Pause trat ein. Rosel führte schon wieder den Schürzenzipfel an die Augen.

Der Alte aber sagte kurz und bestimmt: „Es kann eben nicht sein, — ich will es nicht!“

„Großvater!“ schrie Gerda auf und sank weinend auf die Bank nieder. „Ich muß also wieder fort von hier?“ fragte sie angstvoll.

Der Müller nickte. „Natürlich nicht heute oder morgen, — aber für immer hier bleiben kannst Du nicht.“ „Ja, Müller, sind Sie bei Sinnen?“ rief Rosel aufgeregt, „das kann doch Euer Ernst nicht sein!“

„Ja, ja“, nickte der Alte. „Siehst Du, Rosel, ich war nicht einmal imstande, mein eigenes Kind richtig zu behüten, zu leiten und zu führen wie es sich für einen Vater gehörte. Es mußte elend und erbärmlich zu Grunde gehen und ich trage einen Teil der Schuld an dem Unglück. Hätte ich zur rechten Zeit die Augen besser aufgemacht, es wäre nicht geschehen. Und damals war ich noch jung und stark, jetzt bin ich alt und hinfällig geworden, meine Augen sehen nicht mehr so scharf wie damals. — Wie soll es mir da möglich sein, ein so junges, unerfahrenes Ding zu beschützen! Das sage ich Dir, ein zweitesmal könnte ich so ein Unglück nicht ertragen und leicht wäre es möglich, daß es wieder so käme, wie bei meinem armen Kind! Es lebt ein Sohn jenes Elenden, der mir mein Liebstes nahm, was ich besaß. Wenn der Geier die Taube hier wittert, so wird er so lange unser Haus umkreifen, bis er sein Opfer sicher hat! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, sagt man, und der Sohn Robert Hellborfs soll nicht viel besser sein, wie sein Vater! Ich aber hatte genug von dem einen Mal, es hat mich fast um den Verstand gebracht. Ein zweitesmal ertrag ich es nicht! Darum muß das Mädel wieder fort! — So, nun wißt Ihr meine Meinung!“